

Zur Unterhaltung.

Die gestörte Execution.

Von Conrad Kimmel.

Es war zur Zeit, da man noch von der heutigen Juristerei nichts wußte und da jeder Grundherr das Gerichtswesen über seine Leute hatte — manchmal ging es ungerecht zu, meistens aber traf die Strafe den Richtigen, und zwar gleich nach der That und ohne viel theures Prozeßverfahren, so wie es dem Verstand des Volkes heute noch entspricht. Natürlich waren die Prügel damals noch sehr an der Tagesordnung; — es wäre gut, wenn diese heilsame Einrichtung heute noch für gewisse Bestialitäten und Bubenstücke vorhanden wäre; sie würde bei manchem mehr wirken als ein Dutzend Predigten im Zuchthaus.

Es war also im Anfange des vorigen Jahrhunderts und in einem altbairischen Orte, dem Sitze eines Grafen A., wo die nachstehende Geschichte passierte. Der Graf hatte als Schergen, Kerkermeister, Gerichtsboten, Gerichtsdienere und Polizei einen einzigen Mann, der für diese Aemter trefflich paßte. Das war der Schirchcaspar. Der verstand sein Amt zu verwalten und seine Person in Respekt zu erhalten, so daß ihn das Volk mehr fürchtete als selbst den Gerichtshalter und den Herrn Grafen. Als alter Unteroffizier verstand er die Leute zu behandeln — so oder so, je nachdem einer bei ihm in Gunst war oder nicht. Das war eigentlich eine Untugend bei ihm geworden, die allmählich bedenklich wurde. Wer dem Schirchcaspar Eier, Schmalz und „Händln“ zutrug, oder wer ihm einen Waldbluten brachte und sein Trinken zahlte, der hatte volle Freiheit. Gab es eine Prügelei, worin sich einer verwickelt war, so war der Schirchcaspar nirgends zu finden, und kam es einmal so weit, daß einer seiner Lieblinge gar erwischt wurde und Prügel erhalten sollte, so erklärte der Caspar, der Mann halte es nicht aus, und dieser kam mit Arrest oder einer Geldstrafe weg.

So trieb es der Schirchcaspar als „allmächtiger“ und oft übermütigen Schergenmeister, bis auch ihm einstens die Stunde schlagen sollte, die ihn von seinen Abwegen wieder ins bessere Geleise der Gerechtigkeit zurückführte.

Und das soll erzählt werden.

Im Dorfe waren zwei Burschen; der eine hieß Friedl und war ein braver und hübscher Bursche, besaß auch ein kleines Anwesen, auf dem er sich ordentlich durchbrachte, aber so reich war er lange nicht wie der andere Bursche, der Dommerl (Thomas.) Der war ein reicher Nichtsnutz und das Kreuz seiner braven Mutter, da er in allen Wirtshäusern renommierte und Händel anfang, dabei aber möglichst wenig arbeitete. Nun hatten beworben, und dieses war nicht nur brav, sondern auch geschick, so daß es durch die 5000—6000 Gulden, die der Dommerl mehr besaß, sich nicht blenden ließ, sondern demjenigen ihr Jawort gab, bei welchem sie am meisten Recht schaffheit sah, nämlich dem Friedl. Nachdem die Erlaubnis zum Heiraten endlich erwirkt war (trotzdem der Dommerl alles gethan hatte, um dieselbe zu hintertreiben), wurden der glückliche Friedl und seine Braut zum erstenmal verkündigt.

Das machte den Dommerl ganz rabiat; er schwur, die Beiden sollten sich nicht verheiraten, dahin wollte er es bringen und wenn ihn der Teufel lebendig holen sollte. Das sagte der betrunkene Dommerl öfters im Wirtshaus, und jeder hütete sich, ihm im Ernste zu widersprechen.

Nur der alte Schafgirgl meinte gleichgültig: „Dommerl, dös kummt schon sein.“ „Was?“ fragte der Dommerl rasch. „Daß di der Teufel amol vom Lanzböden wegholt oder wanns d' im Wald bist in der Nacht. Dös wär net 's erste Mol.“

Der Dommerl sah einen Augenblick den Schafgirgl erschreckt an, dann aber lachte er hell hinaus. „Coll kimmten!“ schrie er, „aber vorher muß der Friedl hin sein!“

„Kömm' mer abpassen“, war die Antwort. Der Dommerl verhandelte unterdessen heimlich mit dem Schirchcaspar. Der war schon seit Langem sein Freund, aber neuestens war die Freundschaft noch viel dicker geworden; die Kosten davon trug natürlich der Dommerl. Und eines Tages hatte er den Friedl beim Caspar so angeschwärzt, daß dieser denselben wegen Wilderei und wegen Amtsehrenbeleidigung beim Gerichtshalter verklagte. Der Friedl beteuerte seine Unschuld, allein der Dommerl und ein anderer Lump legten Zeugnis ab, sie hätten den Friedl gesehen, wie er einen Rehbock ausweidete, den er geschossen hatte. Und daraufhin erfolgte das Urteil: der Friedl sollte fünf- undzwanzig Prügel erhalten, und, was noch ärger war, die Heiratsverlobnis wurde trotz bereits erfolgter Verkündigung wieder zurückgezogen. Der Dommerl triumphierte höhnisch und sagte, er werde am nächsten Tage bei der Execution zuvorderst bei der Prügelbank stehen und aufpassen, daß der Friedl nicht zu wenig erhalte.

Wie es dem unschuldigen, armen Friedl und seiner Braut zu Mute war, das mag man sich denken. Doch hatte Friedl wenigstens den Trost, daß die Braut erklärte, sie bleibe lieber ihr Lebtag ledig, als daß sie ihr Verlobnis breche und dem Dommerl Gehör schenke.

Und noch einer war da, der treu zum Friedl hielt. Das war der Moosbauernsepp, sein bester Freund, der bereits zum Brautführer bestimmt war. Der war fuchswild, daß aus der Hochzeit und seinem Ehrenamt nichts werden sollte, und schwur bei Sonne, Mond und Sternen, daß das der Dommerl zu büßen haben werde. Am folgenden Tag aber, dem Tag vor der Execution, war er plötzlich ruhiger; er ging einen Augenblick zu der trostlosesten Braut Friedl's und tröstete sie wegen des Friedl; dann verschwand er.

Es war der „gumpige Donnerstag“, ein Prügeltag. Hinten im Schloßhof, nahe dem Thurm, welcher drohend und geheimnisvoll herabschaute und dessen untere Teile ganz verdeckt waren von Lammendickicht und Gebüsch, war die Prügelbank. Niemand ging an diesen Ort; denn man sagte von dem alten Thurne und den Kellern, die unter der Mauer lagen, böse Dinge. Bei Nacht wollte man schon alle möglichen grausigen Gestalten gesehen und gehört haben. Dem Dommerl war's doch nicht ganz heuer da; das schlechte Gewissen wegen des falschen Zeugnisses und der herausfordernden Rede vom Teufelholen that das Seine. Und der Schafgirgl, der neben ihm stand, meinte trocken: „Dommerl, wenn der Friedl seine Prügel hat, nachher is's an Dir und am Teufel.“ Und dem Dommerl schaudert ganz leise die Haut bei dieser Verheißung, aber er that nicht dergleichen.

Es waren zwei Deliquenten „abzuwandeln“. Der erste war ein hartschlägiger Laugenichts, der schon oft seine Fünf- und zwanzig erhalten hatte; er nahm die Sache nicht allzu tragisch und quittierte, wie das zur Ordnung gehörte, mittels seiner drei Kreuzlein über die empfangenen Prügel in ziemlich gefasstem Zustande.

Jetzt follet es an den armen Friedl kommen; er erklärte nochmals feierlich, daß er unschuldig sei, und rief Gott zum Zeugen und zur Hilfe gegen seine Feinde und Verleumder an: offen bezeichnete er den Dommerl als solchen; trotzdem wurde er auf die Bank gelegt, festgeschmalt und der Kopf halb in ein Tuch gewickelt, „zum Verbeißen der Hiebe“, wie der technische Ausdruck lautete. Der Prügelmeister Schirchcaspar und der böse Dommerl wechselten eben noch einen Blick voll schadenfreudigem Einverständnis — plötzlich aber ließ der erstere, der eben nach dem Stode greifen wollte, den Arm sinken und starrte mit offenen Augen und weit geöffnetem Munde einen Augenblick nach der dunklen Thür des alten Thurmes; diese ging langsam wie von unsichtbarer Hand auf, und unter derselben stand plötzlich eine unheimliche Gestalt in Jägertracht, mit blutrotem Mantel und roter Hahnsfeder; schwarz war das Gesicht des Unheimlichen, und höhnisch grinsend betrachtete er regungslos das stehende die Scene.

Einen Moment nur dauerte die Ueber- raschung, dann wurde das Entsetzen Herr.

„Hui, hui!“ gellte es unheimlich, und der schwarze Jäger trat heraus, hinter ihm ein paar andere. Der Dommerl fiel in die Knie, die anderen alle, einschließ- lich des Schirchcaspar, rannten in fürchterlicher Angst weg in den vorderen Schloßhof. Da machten sie Halt; dann begab sich der Gerichtshalter mit dem Prügelmeister zum Grafen, um ihm von dem Vorkommnis Meldung zu machen. Der Graf lachte sie zuerst aus, dann aber wurde er ernst und sagte, indem er eine geladene Pistole nahm: „Zuerst wollen wir selbst einmal nachsehen.“ Dann ging er hinunter in den Hof, und hinter ihm drein kamen die Webrigen. Als sie sich dem dunklen Winkel näherten, war nichts mehr zu sehen und alles still. Die Thür im Thurm war geschlossen und auf der Prügelbank lag immer noch der Geknebelte; er machte zwar Anstrengungen, sich zu drehen, aber umsonst.

„Wird's bald!“ rief jetzt der Graf, und der Schirchcaspar bekam auch wieder Mut.

„Wart nur, Malefizfriedl“, murmelte er, „Dir werb' ich's eintränken, die Angst und den Schreden.“

Damit begann er seine Prügelarbeit auf's nachdrücklichste.

„So, jetzt bist sirti und kein Teufel ko' Dir die Prügel mehr streitig machen“, sprach er befriedigt nach der Vollendung der Execution. Dann machte er den Geprügelten los. Aber „ekt ereignete sich etwas Wunderbares; denn der Geprügelte war nicht der Friedl, sondern — der Dommerl!“

Seulend und ächzend fiel dieser dem Grafen zu Füßen und jammerte: „O, ich will ja alles sagen. Der Friedl ist unschuldig, ich hab ihn angeschwärzt, ich bitt' um eine gnädige Straf; nur daß der Teufel mich nit holt; habt's Mitleid und Erbarmen!“

Und als der Graf nun selber zu Gericht saß, so gestand der Dommerl seine Unthat an dem Friedl ein, erzählte den gräßlichen Schwur, den er im Wirtshaus gethan, und dann das Erscheinen des schwarzen Jägers, dessen vier Begleiter ihn im Nu gepackt hatten und an Stelle des unschuldigen Friedl, den sie befreiten und zu einem Pförlein hinausließen, auf die Prügelbank banden, wo ihn dann sein guter Freund Schirchcaspar so unbarmherzig behandelte.

Zunächst sprach der Graf das Urteil, daß der Dommerl eine längere Haft im Dunkelarrest antreten müsse, desgleichen der zweite falsche Zeuge, der auch seine Fünf- und zwanzig aus dem Effect bekam; dann ging's an den Prügelmeister selber, dem der Graf vor dem versammelten Vol-

ke fürchterlich, die Leviten verlas wegen seiner „Schmierigkeit“ und ihn sofort zu acht Tagen Gefängnis verurteilte. „Wenn Du mir das Leben nicht gerettet hättest vor fünfzehn Jahren, dann wärest Du abgesetzt und könntest Dich zum Studium sieren!“ rief er; „das blüht Dir aber trotzdem, wenn noch einmal eine Klage wider Dich vorkommt wegen Verfehlung.“ Der Schirchcaspar hängte seinen struppigen Kopf tief bei diesem Oberguß und versprach eifrig das Beste.

Nun sollte die Reihe an den Friedl kommen, welcher ganz unschuldig war und dem eine Genugthuung gebührte. Aber der war verschwunden. So blieb vorerst nichts übrig, als zu suchen. Und man fand ihn und die Aufklärung des ganzen Spules. Es war nichts weniger als übernatürlich dabei hergegangen; vielmehr hatte der Brautführer, der Moosbauernsepp, die Sache mit einigen Kameraden, worunter auch zwei Jägerburschen waren, ausgeführt. Sie hatten von den alten Jägertrachten im Schlosse einige geholt, sich dann vermunnt, das Gesicht geschwärzt und so die Execution unterbrochen, den Unschuldigen befreit und den Schuldigen auf die Prügelbank gebunden. Der Dommerl aber war vor Schreden so blind gewesen, daß er auch in der Nähe die Burschen nicht erkannt hatte.

Der Graf kämpfte eine Zeitlang zwischen Ernst und Heiterkeit; schließlich lachte er herzlich und verzieh den Störern seiner Gerichtsbehandlung, indem er sagte, es sei lobenswert, daß sie ihn verhindert haben, einen Unschuldigen züchtigen zu lassen.

Der Friedl und seine Braut wurden am nächsten Sonntag wieder verkündigt, und die Hochzeit fand statt, wobei der Moosbauernsepp als Brautführer stolz amtierte und allgemeine Bewunderung erregte. Der Graf kam zur Hochzeit mit seiner Gemahlin, und die Beiden stießen mit dem Friedl und der lieblichen Braut an; und alles war eine Freude und ein Jubel.

Der Dommerl, der auf diesen Tag gerade frei wurde, war inbessen nicht bei der Hochzeit. Geloben war er, aber er erklärte, er wolle nicht ausgelacht werden. Was er nicht sagte, war der Umstand, daß er das Eihen noch nicht gut ertragen konnte: das hatte er seinem Freund Schirchcaspar zu verdanken. Und was er bloß seiner Mutter sagte, das war der Vorsatz: „Jetzt will ich wieder ein ordentlicher Christenmensch werden — und brav wie der Friedl. Ich hab' schon Angst genug ausgestanden, wo der vermeintliche Teufel unter dem Thurmthür gestanden ist: wie muß es erst sein, wenn der wirkliche einem am Bett stecht beim Sterben, hu — hu! Das soll mir nicht passieren!“ Und so ist er wirklich wieder in die Kirche gekommen, und die unterbrochene Execution samt der Strafe ist ihm doch noch zum Besten geworden.

London, 12. August. — Der päpstliche Delegat Cardinal Bannuti hielt gestern Nachmittag beim Erzbischof Burne in Westminster einen Empfang ab, dem unter anderen der Herzog und die Herzogin von Norfolk, Lord Salisbury mit Gemahlin und Lady Lansdowne beiwohnten. Cardinal Bannuti tritt der Nachricht entgegen, er hätte geäußert, der König habe seine Sympathie mit den irischen Bestrebungen auf Errichtung einer katholischen Universität ausgesprochen; er habe nur gesagt, daß nach seiner Beobachtung die Hoffnung berechtigt sei, daß die Regierungsgewalt den irischen Unversitätsbestrebungen nicht feindlich gegenüberstehe.